

ATLANTIK

WEIHNACHTEN
MIT

*Agatha
Christie*

ALLE GESCHICHTEN
ZUM FEST

A

A

Agatha
Christie[®]

Agatha Christie

Weihnachten mit Agatha Christie

Alle Geschichten zum Fest

Aus dem Englischen von Günter Eichel,
Lia Franken, Hans Erik Hausner, Michael Mundhenk,
Renate Orth-Guttmann und Lotte Schwarz

Atlantik

*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2023

Copyright © 1923, 1924, 1930, 1960, 1965, 1977, 1997
Agatha Christie Limited.

All rights reserved

AGATHA CHRISTIE and the Agatha Christie Signature
are registered trademarks of Agatha Christie Limited
in the UK and elsewhere. All rights reserved

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung und Illustration:

Vivian Benes © Hoffmann und Campe

Gesetzt aus der Trump Mediäval

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-455-01771-7


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

Weihnachten auf Abney Hall	7
Die Versuchung	16
Die Pralinenschachtel	24
Der unfolgsame Esel	45
Eine Weihnachtstragödie	49
Die Fahrt auf der Themse	71
Ein Weihnachtsabenteuer	84
In der Abendkühle	105
Die Pfarrerstochter	113
Das Rote Haus	121
Die vierzehn Nothelfer	135
Das Geheimnis des Plumpuddings	149
Der Traum vom Glück	210
Die Insel	230
Die Ankunft des Mr Quin	241
Nachweise	266
Zur Autorin	271

Weihnachten auf Abney Hall

Wir pflegten die Weihnachten in Cheshire bei den Watts zu verleben. Um diese Zeit bekam Jimmy seinen Urlaub, und dann fuhr er mit Madge auf drei Wochen nach St. Moritz. Er war ein sehr guter Eisläufer, und deshalb behagte ihm diese Art von Urlaub am besten. Mutter und ich pflegten nach Cheadle hinaufzufahren, und da ihr neues Haus, das Manor Lodge hieß, noch nicht fertig war, verbrachten wir die Weihnachtsfeiertage mit den alten Watts, ihren vier Kindern und Jack auf Abney Hall. Für ein Kind war es ein wunderbares Haus, um darin Weihnachten zu feiern. Es besaß nicht nur eine Unzahl von Zimmern, Gängen, unerwarteten Stufen, Vordertreppen, Hintertreppen, Alkoven, Erkern – alles, was ein Kind sich nur wünschen kann –, sondern auch eine Orgel und drei verschiedene Klaviere, welche man spielen konnte. Was dem Haus fehlte, war Tageslicht. Es war ziemlich dunkel, ausgenommen der große Salon mit seinen grünen Seidentapeten und den großen Fenstern.

Abney Hall war ein wahres Schlemmerparadies. Mrs Watts' sogenannte Speisekammer grenzte an die Halle an. Sie hatte nichts mit Omas Speisekammer gemein, dieser uneinnehmbaren Festung, aus der nur zu gewissen Tageszeiten Lebensmittel ausgegeben wurden. Hier hatte jedermann freien Zutritt, und an den Wänden standen Regale voll mit Naschereien aller Art. Schokolade in Tafeln, Schokoladebonbons,

Kekse, Pfefferkuchen, eingemachte Früchte, Marmeladen und so weiter.

Weihnachten war das Fest aller Feste; es wird mir immer unvergesslich bleiben. Das Frühstück, wo jedes Kind schon sein Geschenk vorfand. Dann eilig zur Kirche und schnell wieder zurück, um weitere Geschenkpakete zu öffnen. Um zwei Uhr das Weihnachtsessen bei zugezogenen Vorhängen, hellem Licht und glitzernden Ornamenten. Austernsuppe (die ich nicht mochte), Steinbutt, gekochter Truthahn, gebratener Truthahn und ein riesiges Stück Roastbeef. Anschließend Plumpudding, Fleischpasteten, einen Auflauf und zum Nachtisch natürlich eine Menge köstlicher Süßigkeiten. In meinem Buch *Ein diplomatischer Zwischenfall* habe ich solch ein Festmahl ausführlich beschrieben. Es ist eines von jenen Dingen, die man in dieser Generation bestimmt nicht mehr erleben wird. Und ich bezweifle auch, dass es die Verdauung eines Menschen von heute durchstehen könnte. Unsere Verdauung allerdings stand es ausgezeichnet durch. An Verfressenheit wetteiferte ich mit Humphrey Watts, der altersmäßig nach James kam. Mit seinen einundzwanzig oder zweiundzwanzig war er etwa zehn Jahre älter als ich. Er war ein sehr gut aussehender junger Mann, dazu noch ein guter Schauspieler, unterhaltend und ein wunderbarer Geschichten-erzähler. Sosehr ich dazu neigte, mich in Leute zu verlieben, in ihn verliebte ich mich nicht, was mich noch heute in Erstaunen setzt. Ich befand mich wohl noch in einem Stadium, in dem meine Affären ebenso romantisch wie unmöglich waren. Sie betrafen Personen des öffentlichen Lebens wie etwa den Bischof von London und König Alfons von Spanien, natürlich auch verschiedene Schauspieler. Ich weiß, dass ich mich unsterblich in Henry Ainley verliebte, als ich ihn in *The Bondman* erlebte.

Humphrey und ich aßen uns gewissenhaft durch das Weihnachtssupper. Die Runde der Austernsuppe entschied er für sich, von da an aber ging es Kopf an Kopf. Beide aßen wir zuerst Truthahnbraten, dann gekochten Truthahn und schließlich vier oder fünf gewaltige Scheiben Roastbeef. Danach machten wir uns über den Plumpudding, die Fleischpasteten und den Auflauf her. Danach gab es Kekse, Trauben, Orangen und eingemachte Früchte. Am Nachmittag schließlich holten wir aus der Speisekammer noch einige Handvoll Pralinen, die uns besonders zusagten. War mir am nächsten Tag übel? Hatte ich Gallenbeschwerden? Nicht die Spur. Beschwerden hatte ich im September, wenn ich unreife Äpfel aß. Unreife Äpfel aß ich praktisch täglich, aber gelegentlich tat ich wohl des Guten zu viel.

Ich erinnere mich noch, Welch ein Theater ich aufführte, als ich sechs oder sieben war und Pilze gegessen hatte. Um elf Uhr nachts wachte ich mit Schmerzen auf und stürzte in den Salon hinunter, wo meine Eltern mit Freunden zusammensaßen, und verkündete in dramatischem Ton: »Ich werde sterben! Ich habe mich mit Pilzen vergiftet!« Mutter beruhigte mich schnell, gab mir ein paar Schluck Brechurzwurzwein zu trinken – der in jenen Tagen in allen Medizinkästchen zu finden war – und versicherte mir, dass ich heute noch nicht sterben würde.

Jedenfalls erinnere ich mich nicht, zu Weihnachten jemals krank gewesen zu sein. Mit Nan Watts war es das Gleiche, sie hatte einen unverwüstlichen Magen. Und wenn ich so zurückdenke, muss ich sagen, dass damals alle Leute recht gute Mägen hatten. Ich nehme an, dass manche Menschen Magen- oder Zwölffingerdarmgeschwüre hatten und aufpassen mussten, aber ich kann mich nicht erinnern, dass einer nur von Fisch oder Milch gelebt hätte. Eine bäurische,

gefräßige Zeit? Ja, aber auch eine Zeit des Lebensgenusses und der Lebensfreude. Wenn ich bedenke, was ich in meiner Jugend gefuttert habe – denn ich war immer hungrig –, kann ich einfach nicht verstehen, wie ich es schaffte, so mager zu bleiben – eine richtige Bohnenstange.

Nach der wohltuenden Untätigkeit des Weihnachtsmittags – Untätigkeit für die Älteren; die Jungen lasen, besahen sich ihre Geschenke, knabberten Schokolade – gab es einen herrlichen Tee mit einer großen, mit Zuckerglasur überzogenen Weihnachtstorte und alles Mögliche dazu und ein Abendessen, bestehend aus kaltem Truthahn und heißen Fleischpasteten. Gegen neun Uhr wurde der Weihnachtsbaum angezündet, an dem noch mehr Geschenke hingen. Ein wunderbarer Tag, an den man sich noch lange erinnerte – bis zum nächsten Weihnachtsfest.

Auch während des Jahres kam ich mit Mutter nach Abney Hall, und es war immer wunderschön. Im Garten, unter der Auffahrt, gab es einen Tunnel, der mir für das historische Drama, das ich gerade im Geiste über die Bühne gehen ließ, von großem Nutzen war. Gestikulierend stolzierte ich dort herum und murmelte vor mich hin. Sicherlich dachten die Gärtner, ich wäre nicht ganz normal, aber ich versuchte nur, mich in meine Rolle hineinzusetzen. Es kam mir nie in den Sinn, etwas aufzuschreiben – und was die Gärtner von mir dachten, interessierte mich herzlich wenig. Gelegentlich spazierte ich auch heute noch in der Gegend herum und murmelte vor mich hin – wobei ich versuche, ein Kapitel, das nicht so recht vorangeht, »hinzukriegen«.

Meine schöpferischen Kräfte entfaltete ich auch bei Sofakissen, die damals weitverbreitet waren. Daher waren bestickte Kissenüberzüge stets willkommen. In den Herbstmo-

naten war ich mit Feuereifer beim Sticken. Anfangs pflegte ich Abziehbilder zu kaufen, übertrug sie mit einem heißen Bügeleisen auf Satin und stickte dann mit Seide nach. Später kam ich von den Abziehbildern ab, weil es immer die gleichen Motive waren, und ich fing an, Blumenbilder von Porzellan zu kopieren. Wir hatten einige große Berliner und Dresdner Vasen mit wunderschönen Blumensträußen darauf; ich pauste sie ab, übertrug sie auf Satin und versuchte die Farben so getreu wie möglich nachzuahmen. Oma B. war sehr froh, als sie davon hörte; sie hatte in ihrem Leben so viel gestickt, dass ihr der Gedanke, eine Enkelin folge ihr auf diesem Wege, große Freude machte. Ihre eigene Kunstfertigkeit erlangte ich allerdings nicht, ich konnte nie so perfekt Landschaften und Figuren sticken wie sie. Ich besitze zwei Ofenschirme von ihr, beide exquisit gearbeitet: einen mit einer Schäferin, einen anderen mit einem Schäferpaar unter einem Baum, in dessen Rinde sie ein Herz schnitzen. Wie befriedigend muss doch diese Beschäftigung an den langen Winterabenden für die großen Damen zur Zeit der Wandteppiche von Bayeux gewesen sein!

Mr Watts, Jimmys Vater, war ein Mensch, in dessen Gegenwart mich eine seltsame Scheu befiel. Er pflegte mich »Traumkind« zu nennen – ich wand mich jedes Mal vor Verlegenheit. »Woran denkt jetzt unser Traumkind?«, pflegte er zu sagen. Ich wurde puterrot im Gesicht. Oft bat er mich, ihm irgendwelche sentimentalen Lieder vorzuspielen und vorzusingen. Ich konnte ganz gut Noten lesen, und so schleppte er mich zum Klavier, und ich musste ihm seine Lieblingslieder singen. Er war ein künstlerisch veranlagter Mensch und malte Landschaften mit Mooren und Sonnenuntergängen. Er war auch ein großer Möbelsammler, und seine Spezialität waren alte Eichenmöbel. Zusammen mit

seinem Freund Fletcher Moss machte er auch gute Aufnahmen und veröffentlichte mehrere Bildbände mit Fotografien berühmter Häuser. Ich wollte, ich wäre ihm gegenüber nicht so schüchtern gewesen, aber ich war ja in einem Alter, in dem man ganz besonders gehemmt ist.

Viel lieber mochte ich Mrs Watts. Sie war ein erfrischend lebhafter, durch und durch wirklichkeitsnaher Mensch. Nan, die zwei Jahre älter war als ich, gefiel sich in der Rolle eines *enfant terrible* und hatte besondere Freude daran, zu schreien, ungezogen zu sein und hässliche Worte zu gebrauchen. Es schmerzte Mrs Watts, wenn Nan ihre »Verflucht!« und »Verdammt!« abfeuerte. Sie mochte es auch nicht leiden, wenn ihre Tochter auf Vorhaltungen mit »Ach, sei doch nicht so dumm, Mutter!« reagierte. Nie hätte sie sich gedacht, dass eine Tochter so zu ihrer Mutter sprechen könnte, aber in der Welt war eine Zeit angebrochen, wo man offen und unverblümt miteinander redete. Nun ja, die meisten Mütter müssen so ein Stadium durchmachen, in dem ihre Töchter sie auf diese oder jene Weise in eine harte Schule schicken.

Am zweiten Feiertag besuchten wir immer das Weihnachtsspiel in Manchester – und es waren ausgezeichnete Weihnachtsspiele. Auf der Heimfahrt im Zug sangen wir noch einmal alle Lieder durch, die wir gehört hatten.

Das Weihnachtsspiel in Manchester war nicht mein erstes. Oma hatte mich schon einmal ins Drury-Lane-Theater geführt. Dan Leno spielte die Märchenerzählerin. Ich kann mich noch gut an dieses Weihnachtsspiel erinnern. Ich träumte noch wochenlang von Dan Leno – für mich war er der wunderbarste Mensch, den ich kannte. Auch ein aufregender Zwischenfall ereignete sich an jenem Abend. In der Hofloge saßen die zwei kleinen Prinzen. Prinz Eddy, wie das Volk ihn nannte, ließ sein Programm und sein Opernglas

über die Logenbrüstung fallen. Die Dinge fielen ins Parkett ganz nahe bei unserem Platz, und – welches Entzücken! – es kam nicht ein Beamter des königlichen Haushalts, um die Dinge heraufzuholen, sondern Prinz Eddy persönlich. Er entschuldigte sich sehr höflich und sagte, er hoffte, er hätte niemanden verletzt.

Bevor ich an jenem Abend einschlief, schwelgte ich in Phantasien: Eines Tages würde ich Prinz Eddy heiraten. Vielleicht könnte ich ihn noch vorher vor dem Ertrinken retten ... Die dankbare Königin würde ihre königliche Einwilligung geben. Oder vielleicht würde sich ein Unfall ereignen – es bestand die Gefahr, dass er verbluten könnte, und ich willigte in eine Bluttransfusion ein. Ich würde in den Adelsstand erhoben werden, und wir würden eine morganatische Ehe schließen. Aber selbst für eine Sechsjährige waren solche Phantasien ein wenig zu phantastisch, um von Dauer zu sein.

Im Alter von vier Jahren dachte sich mein Neffe Jack eine wirklich vorteilhafte königliche Verbindung aus. »Angenommen, Mutti«, sagte er, »du würdest König Eduard heiraten. Dann würde ich Mitglied der königlichen Familie werden.« Meine Schwester meinte, man müsse an die Königin denken und letztlich auch an Jacks eigenen Vater. Jack fand die Lösung: »Angenommen, die Königin würde sterben, und angenommen, Vati ...«, er senkte taktvoll die Stimme – »angenommen, Vati wäre nicht da, und angenommen, König Eduard würde ... würde dich sehen und ...«, er brach ab und überließ den Rest unserer Vorstellung. Offenbar würde sich der König bis über beide Ohren verlieben und Jack im Nu sein Stiefsohn sein.

»Ich habe während der Predigt im Gebetbuch geblättert«, vertraute Jack mir ein Jahr später an. »Ich habe nämlich daran gedacht, dich zu heiraten, wenn ich groß bin, aber da ist

so ein Verzeichnis in der Mitte, und da steht, dass der Herr es mir nicht erlauben wird.« Er seufzte. Es wäre sehr schmeichelhaft für mich, sagte ich, dass er an mich gedacht hätte.

Es ist wirklich erstaunlich, wie konsequent die Menschen in ihren Einstellungen sind. Seit der Zeit, da er mit einem Kindermädchen auf die Straße ging, hegte Jack brennendes Interesse für alles Kirchliche. Wenn man ihn aus den Augen verlor, fand man ihn gewöhnlich in einer Kirche wieder, wo er selbstvergessen zum Altar hinaufstarrte. Bekam er farbiges Plastilin zum Spielen, so formte er daraus immer wieder Kruzifixe, Triptychons oder irgendwelche ekklesiastischen Verzierungen. Römisch-katholische Kirchen faszinierten ihn ganz besonders. Er änderte nie seinen Sinn und las mehr Kirchengeschichte als sonst jemand. Mit dreißig Jahren trat er in die römisch-katholische Kirche ein, ein schwerer Schlag für meinen Schwager, der für mich den Inbegriff eines »schwarzen Protestanten« darstellte. »Ich bin nicht voreingenommen«, sagte er mit seiner sanften Stimme, »ich bin wirklich nicht voreingenommen. Ich muss nur immer wieder feststellen, dass die Katholiken allesamt schreckliche Lügner sind. Das ist kein Vorurteil, es ist einfach so.«

Auch Oma war eine typische schwarze Protestantin und genoss so richtig die Verruchtheiten der Baptisten. »Alle diese schönen Mädchen, die in den Klöstern verschwinden«, sagte sie mit geheimnisumwitterter Stimme, »und man sieht sie nie wieder!« Ich könnte schwören, sie war überzeugt, dass alle Priester ihre Mätressen aus Spezialklöstern für schöne Mädchen bezogen.

Die Watts waren Nonkonformisten, Methodisten, glaube ich, was dazu geführt haben mag, dass sie alle Katholiken als Nachkommen der »Großen Hure von Babylon« ansahen. Wo Jack seine Passion für die römisch-katholische Kirche

herhatte, kann ich mir nicht vorstellen. Er scheint sie von niemandem in seiner Familie geerbt zu haben, aber sie war immer vorhanden, schon in seinen Kinderjahren. Einer seiner Freunde sagte einmal zu ihm: »Ich weiß wirklich nicht, Jack, warum du nicht ein fröhlicher Ketzer sein kannst wie wir alle. Es würde so viel friedlicher sein.«

Friedlich zu sein, das war wohl das Letzte, was Jack sich je vorstellen konnte. Wie ein Kindermädchen einmal sagte, nachdem sie ihn eine ganze Weile hatte suchen müssen: »Was Jack veranlasst, in die Kirchen zu laufen, das werde ich nie verstehen.« Meine persönliche Meinung ist, er muss die Reinkarnation eines mittelalterlichen Kirchenvaters gewesen sein. Als er älter wurde, bekam er ein Gesicht wie das eines Kirchenvaters – nicht das eines Mönches und auch nicht das eines Schwärmers – das eines in allen ekklesiastischen Belangen versierten Mannes, der auf dem Konzil von Trient eine gute Figur gemacht haben würde – und der jederzeit die genaue Zahl von Engeln nennen konnte, die auf dem Kopf einer Stecknadel Platz fanden.

Die Versuchung

Maria betrachtete das Kind, das vor ihr in der Krippe lag. Sie war allein im Stall – bis auf die Tiere. Ihr Herz war erfüllt von stolzem Glück, als sie auf ihr Kind hinablächelte.

Da vernahm sie plötzlich Flügelrauschen, und als sie sich umwandte, erblickte sie unter der Tür einen großen Engel.

Ein Strahlen wie der Glanz der Morgensonne umgab ihn, und die Schönheit seines Antlitzes war so groß, dass Marias Augen geblendet wurden und sie den Kopf abwenden musste.

Und der Engel sprach zu ihr, und seine Stimme glich einer goldenen Posaune: »Fürchte dich nicht, Maria ...«

Maria aber antwortete mit ihrer lieben, sanften Stimme: »Ich fürchte mich nicht, o Abgesandter Gottes, aber das Licht deiner Erscheinung blendet mich.«

Der Engel sprach: »Ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen.«

Maria sagte: »So sprich. Lass mich hören, was Gott der Herr mir gebietet.«

Der Engel sprach: »Ich bin nicht mit Geboten gekommen. Aber da Gott dich besonders liebt, lässt er dich mit meiner Hilfe in die Zukunft sehen ...«

Maria blickte auf ihr Kind und fragte eifrig: »In seine Zukunft?«

Ihr Gesicht erhellte sich in freudiger Erwartung.

»Ja«, antwortete der Engel ruhig, »in *seine* Zukunft. Gib mir deine Hand.«

Maria streckte ihre Hand aus und ergriff die des Engels.

Es war, als ob eine Flamme sie berühre – eine Flamme jedoch, die sie nicht versengte. Sie schrak ein wenig zurück, und der Engel sprach erneut:

»Fürchte dich nicht, Maria. Ich bin unsterblich, und du bist sterblich, aber meine Berührung wird dir nicht weh tun.«

Dann breitete der Engel seinen mächtigen goldenen Flügel über das schlafende Kind und sprach: »Sieh in die Zukunft, Mutter, und sieh deinen Sohn ...«

Maria blickte geradeaus, und die Wände des Stalles schwanden und lösten sich auf, und sie schaute in einen Garten. Es war Nacht, und die Sterne leuchteten am Himmel, und ein Mann kniete dort und betete.

Etwas regte sich in Marias Herz und sagte ihr, dass dies ihr Sohn war, der dort kniete. Dankbar sagte sie zu sich selbst: »Er ist ein guter Mensch geworden – ein frommer Mensch –, er betet zu Gott.« Doch dann hielt sie plötzlich den Atem an, denn der Mann hob sein Gesicht, und sie sah den Schmerz darin, die Verzweiflung und die Trauer ... Und sie wusste, dass sie größere Qualen sah, als sie jemals gekannt oder gesehen hatte. Denn der Mann war vollkommen allein. Er betete zu Gott, betete, dass dieser Kelch der Qualen von ihm genommen werde – doch sein Gebet blieb ohne Antwort. Gott war fern und schwieg.

Und Maria schrie auf: »Warum antwortet Gott ihm nicht und tröstet ihn?«

Und sie hörte die Stimme des Engels, die sagte: »Es ist nicht in Gottes Ratschluss, dass er getröstet werde.«

Da beugte Maria demütig ihr Haupt und sprach: »Es ist nicht an uns, die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes zu

kennen. Aber hat dieser Mensch – mein Sohn – keine mitfühlenden, menschlichen Freunde?«

Der Engel rauschte mit seinem Flügel, und das Bild wechselte zu einem anderen Teil des Gartens, und Maria sah darin schlafende Männer liegen.

Voller Bitterkeit sagte sie: »Er braucht sie – mein Sohn braucht sie –, und sie kümmern sich nicht!«

Der Engel sprach: »Sie sind nur fehlbare menschliche Geschöpfe.«

Maria murmelte zu sich selbst: »Aber er ist ein *guter* Mensch, mein Sohn. Ein guter und aufrechter Mensch.«

Und wieder rauschte der Engelsflügel, und Maria sah einen Weg, der sich einen Hügel hinaufwand, und darauf drei Männer, die Kreuze schleppten, und eine Menge, die ihnen folgte, und römische Soldaten.

Der Engel sprach: »Was siehst du jetzt?«

Maria sagte: »Ich sehe drei Verbrecher auf dem Weg zu ihrer Hinrichtung.«

Der Mann zur Linken wandte den Kopf, und Maria sah ein grausames, verschlagenes Gesicht, einen niederen, bestialischen Kerl – und sie fuhr zurück.

»Ja«, sagte sie, »es *sind* Verbrecher.«

Da aber stolperte der Mann in der Mitte und stürzte beinahe, und als er sein Gesicht hob, erkannte Maria ihn und schrie heftig auf: »Nein, nein, es kann nicht sein, dass mein Sohn ein *Verbrecher* ist.«

Aber der Engel rauschte mit seinem Flügel, und sie sah drei aufgerichtete Kreuze, und die Gestalt, die in Qualen an dem mittleren hing, war der Mann, den sie als ihren Sohn erkannte. Seine gesprungenen Lippen öffneten sich, und sie vernahm die Worte, die sie hervorbrachten:

»*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!*«

Und Maria rief aus: »Nein, nein, das ist nicht wahr! Er kann nichts wirklich Böses getan haben. Es muss ein furchtbarer Irrtum sein. So etwas gibt es zuweilen. Man muss ihn verwechselt haben; man hat ihn für jemand anderen gehalten. Er büßt für das Verbrechen eines anderen.«

Abermals rauschte der Engel mit seinem Flügel, und diesmal erblickte Maria die Gestalt des Mannes, den sie auf Erden am meisten verehrte – den Hohepriester des Tempels. Er sah edel aus, und er erhob sich, und mit würdevoller Gebärde zerriss er das Gewand, das er trug, und rief mit lauter Stimme: »Dieser Mann hat Gott gelästert.«

Und Maria blickte über ihn hinweg und sah die Gestalt des Mannes, der Gott gelästert hatte – und es war ihr Sohn.

Dann verblassten die Bilder, und da war nur die Lehmwand des Stalles, und Maria bebte und schluchzte gebrochen: »Ich kann es nicht glauben – ich *kann* es nicht glauben. Wir sind eine gottesfürchtige, rechtschaffene Familie – meine ganze Familie und Josephs Familie auch. Und wir werden ihn sorgsam dazu erziehen, seiner Religion gemäß zu leben und den Glauben seiner Väter zu achten und zu ehren. Kein Sohn von uns könnte der Gotteslästerung schuldig sein – ich *kann* es nicht glauben! Was du mir gezeigt hast, kann nicht die Wahrheit sein.«

Doch der Engel sprach: »Sieh mich an, Maria.«

Und Maria sah ihn an und sah die Strahlen, die ihn umgaben, und die Schönheit seines Antlitzes.

Und der Engel sprach: »Was ich dir gezeigt habe, ist die Wahrheit. Denn ich bin der Morgenengel, und das Licht des Morgens ist die Wahrheit. Glaubst du mir jetzt?«

Und wider all ihren Willen erkannte Maria, dass wirklich Wahrheit war, was der Engel ihr gezeigt hatte. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln.

Tränen strömten über ihre Wangen. Sie beugte sich über das Kind in der Krippe, die Arme ausgebreitet, wie um es zu beschützen.

»Mein Kind«, schluchzte sie. »Mein kleines, hilfloses Kind, was kann ich tun, um dich zu retten? Dir das zu ersparen, was da kommen wird? Nicht nur den Kummer und den Schmerz, sondern auch das Böse, das in deinem Herzen wachsen wird? Oh, es wäre besser, du wärest nie geboren worden oder bei deinem ersten Atemzug gestorben. Dann wärest du rein und unbefleckt zu Gott zurückgekehrt.«

Und der Engel sprach: »Deshalb bin ich zu dir gekommen, Maria.«

Maria sagte: »Was meinst du damit?«

Der Engel antwortete: »Du hast in die Zukunft gesehen. Es steht in deiner Macht zu sagen, ob dein Kind leben oder sterben soll.« Maria beugte ihr Haupt, und unter unterdrücktem Schluchzen flüsterte sie: »Der Herr hat ihn mir gegeben ... Wenn der Herr ihn mir wieder nehmen wird, so sehe ich ein, dass es barmherzig ist, und auch wenn es mein Herz zerreißt, unterwerfe ich mich Gottes Willen.«

Aber der Engel sprach sanft: »So ist es nicht. Gott gebietet es dir nicht. Die Wahl ist die deine. Du hast in die Zukunft geschaut. Wähle nun, ob das Kind leben oder sterben soll.«

Da schwieg Maria eine Weile. Sie war eine Frau, die langsam dachte. Einmal blickte sie hin zu dem Engel um Rat, aber der Engel gab ihr keinen. Er war golden und schön und unendlich fern.

Sie dachte an die Bilder, die er ihr gezeigt hatte, an die Qual in dem Garten, den schmachvollen Tod eines Mannes, der in der Stunde seines Todes von Gott verlassen war, und sie hörte erneut das schreckliche Wort *Gotteslästerung*.